

Pfarrberuf

Amt / Amtsverständnis / Profession / pastoraltheologisches Leitbild

1. Einführung

Der Beruf des evangelischen Pfarrers und der Pfarrerin zählt zu den akademischen Berufen, deren Entwicklung maßgeblich durch Faktoren der Entstehung moderner Gesellschaftsstrukturen beeinflusst wird und in Wechselbeziehungen zu diesen steht. Die Frage nach dem Leitbild und Selbstverständnis des Pfarrers/der Pfarrerin ist daher auf Dauer gestellt. Beantwortet werden kann sie nur dann, wenn die theologische Bestimmung dessen, was das Predigtamt sei, und die zeitgenössische Konstellation von Kirche, Religion und Gesellschaft in Beziehung zueinander gesetzt werden. Erst in der praktisch-theologischen Perspektive der gegenseitigen Bezogenheit von ›Amt‹ und ›Beruf‹, der theologischen Klärung und der professionstypischen Bestimmung ist der Diskurs über Leitbild und Selbstverständnis des evangelischen Pfarrers und der Pfarrerin sinnvoll zu führen.

Der Zweig der akademischen Praktischen Theologie, der sich mit diesem Themenkreis befasst, heißt Pastoraltheologie. Darüber hinaus wird die Diskussion um den Pfarrberuf auch von den berufsständischen Interessenvertretungen und in kirchenleitenden Abteilungen geführt. Die Leitbilddiskussion ist kirchenpolitisch neben dem Pfarrerdienstrecht vor allem für die Gestaltung einer zeitgemäßen Pfarrerausbildung und die praktischen Ausbildungsanteile relevant. Sie steht aber auch in Verbindung mit Strukturfragen, die das Verhältnis von Pfarrer und Gemeinde sowie Pfarrern und haupt-/ehrenamtlichen Mitarbeitern betreffen. Nicht zuletzt ist das Thema ›Pfarramt im Wandel‹ für den einzelnen Pfarrer von hoher Bedeutung, der unter der ständigen Herausforderung steht, die unterschiedlichen Anforderungsprofile seiner beruflichen Tätigkeit ebenso zu integrieren wie sein berufliches Selbstverständnis und an ihn herangetragene Erwartungen in Kontakt zu halten.

Das protestantische Pfarramt ist funktional orientiert. In distinkter Gegenüberstellung zum katholischen Priester begründet nicht eine durch die Weihe zugeeignete besondere Qualität das geistliche Amt. Das Wesen des evangelischen Pfarramts liegt vielmehr allein in der mit der Ordination verbundenen Beauftragung zur Verkündigung des Evangeliums. Damit ist das Pfarramt bleibend bezogen auf ein Priestertum aller Gläubigen. Der gottesdienstlich versammelten Gemeinde wird die Aufgabe zugeschrieben, die ›Expertenleistung‹ daraufhin zu beurteilen, ob sie dem Kriterium der rechtfertigungstheologisch grundgelegten, von gesetzlicher Beimischung reinen Evangeliumspredigt zu entsprechen vermag (Augsburgische Konfession Art. V und VII).

Mit der Reformation, der Abschaffung des Zölibats, entsteht eine neue Sozial-

gruppe, die nicht nur faktisch, sondern auch programmatisch in die Berufswelt der bürgerlichen Gesellschaft eingebunden ist. Der Beruf generell avancierte zum »ethisch zentralen Inbegriff gemeinnütziger Frömmigkeitspraxis als ›rechtschaffenes Leben in den Ordnungen der Welt« (Drehse 1998a, 1343). In der Berufsausübung als solcher gewann die Berufung in der Welt ihre Gestalt. Zwar ist der lutherische Berufsbegriff im Zuge der neuzeitlichen Kulturgeschichte »seiner religiösen Komponenten entkleidet worden. [...] Geblieben ist die Spannung, die dem Begriff innewohnt: Zwischen bloßem Vollzug von Arbeit einerseits und Lebenserfüllung andererseits« (Rössler 1994, 491). Der Beruf des Pfarrers stellt somit ein musterhaftes Beispiel für den bürgerlichen Beruf dar, insoweit am Pfarrberuf diejenigen Strukturmerkmale hervorgehoben werden können, die für den ›Beruf« als solchen als typisch gelten. Unterschieden werden muss von dieser allgemeinen, integrativen Zuordnung des Pfarrberufs zur Berufswelt der bürgerlichen Gesellschaft die Frage nach dem sozialen Ort der evangelischen Pfarrer im gesamtgesellschaftlichen Kontext. In sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Perspektive ist die Frage strittig, ob die evangelischen Pfarrer angesichts der Differenzierungsprozesse in der modernen Gesellschaft, wie sie sich im Verlauf des 19. Jh. herausgebildet haben, »unauflöslich mit der bürgerlichen Lebens- und Kulturwelt verbunden« waren (Kuhlemann 2002, 19), oder ob sie sich als »Bürger besonderer Art« im Zuge der Trennungsprozesse zwischen Kirche und Staat nach 1850 aus einer berufsübergreifenden Geselligkeit in eine kirchliche Binnenkultur zurückgezogen haben (Janz 1994, 297). Unterschiedliche Selbstverortungen in Nähe und Distanz zur bürgerlichen Kulturwelt schlagen sich seither deutlich erkennbar in den verschiedenen Leitbildern nieder. So kann der Pfarrer als »elementarer Repräsentant« verstanden werden, an dem anschaulich wird, wie der christliche Glaube in der Gegenwart gelebt werden kann (Lämmermann 1991). Oder aber es werden eher diejenigen Züge an ihm hervorgehoben, die seine weltaparte Distanz auszeichnen. Dann wird seine ›Andersheit« betont (Josuttis 1982).

2. Problemskizze: Strukturwandel des Pfarramts

Ein Nachdenken über das Amt des evangelischen Pfarrers/der Pfarrerin hat es immer gegeben – seit es diesen Beruf gibt. Gerade deshalb ist die historische Perspektive auf die Thematik von Bedeutung. Gegenwärtig wird die Diskussion allerdings mit besonderer Intensität und Dringlichkeit geführt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Abkürzungsartig kann man diese unter dem Stichwort der *Strukturveränderungen* des Pfarramts zusammenfassend skizzieren.

So bestehen erhebliche Unterschiede in der konkreten beruflichen Situation, die ein übergreifendes und die phänomenale Vielgestaltigkeit der Pfarrämter integrierendes Verständnis vom Pfarramt erschweren. Diese Differenzierungen zwischen den Pfarrämtern sind bedingt durch regionale Unterschiede zwischen Stadt und Land, Unterschiede in der Kirchenmitgliedschaft vor Ort (Diaspora- und Minderheitensituation gegenüber Konfessionslosen), unterschiedliche Frömmig-

keitsprägungen der Gemeinden sowie Unterschiede zwischen Gemeindepfarramt einerseits und Funktionspfarramt (Krankenhausseelsorge, Bildungsarbeit usw.) andererseits sowie Voll- und Teilzeitarbeit. Enorme Sparzwänge seit den 90er Jahren führen nicht nur zu erhöhter Arbeitsanforderung und Gemeindefusionen, sondern auch zu Strukturveränderungen des Pfarramts.

a) So wird unter dem Stichwort der ›Regionalisierung‹ die Auflösung der traditionellen Parochialstruktur, in der der einzelne Pfarrer/die Pfarrerin das breite Spektrum der Kerntätigkeiten wahrgenommen hat, zugunsten übergemeindlicher Spezialisierungen diskutiert. Das bedeutet, dass ein Pfarrer/eine Pfarrerin nicht mehr generell zuständig wäre, sondern nur noch für dieses oder jenes Arbeitsfeld.

b) In teilweise entvölkerten Landstrichen mit hohen Anteilen von Konfessionslosen wie zum Beispiel im Land Brandenburg haben Gemeindepfarrer/innen bis zu 22 Dörfer mit einer Vielzahl an Predigtstätten zu versorgen. Wie kann unter diesen Bedingungen ein geordnetes, d. h. Seelsorge, Verkündigung und Unterricht umfassendes Pfarramt überhaupt noch ausgeübt werden? Eine Pfarrerin sagt: »Ich übe eigentlich nicht mehr selbst mein Pfarramt aus, sondern bin damit beschäftigt, andere, ehrenamtliche Gemeindeglieder für diesen Dienst zu motivieren und zu mentorieren.«

c) Vielerorts versehen ehrenamtliche Prädikanten, die mit einem speziellen Dienst beauftragt und daraufhin auch ordiniert werden, dieselben Aufgaben wie ein Pfarrer/eine Pfarrerin. Wie berührt dieser aus Finanznot wachsende Einsatz von Prädikanten und Prädikantinnen das Selbstverständnis der Pfarrerrinnen und Pfarrer sowie deren Wahrnehmung durch die Gemeinden?

d) Führen Einsparungen bei den Pfarrgehältern dazu, dass die Vergleichbarkeit des sozialen Status von Pfarrern mit anderen Berufen wie Ärzten, Juristen und Lehrern nicht mehr gewährleistet ist? Lässt sich dann schließlich eine anspruchsvolle und langwierige akademischen Ausbildung noch rechtfertigen?

3. Thematische Entfaltung: Signaturen des Pfarrberufs

3.1. Vom Prediger zum Seelsorger

Eine Umfrage in der Hannoverschen Landeskirche hat gezeigt, dass sich der Großteil der Pastorinnen und Pastoren am Leitbild des Seelsorgers/der Seelsorgerin (61,3%) und des Verkündigers/der Verkündigerin (55,5%) orientiert. Traditionell theologisch geprägte Leitbilder haben sich somit sehr stark durchgehalten und bestimmen offensichtlich auch tatsächlich den Arbeitsalltag, indem die Gottesdienstvorbereitung und die Seelsorge die meiste Zeit beanspruchen. Erst mit deutlichem Abstand folgen kybernetisch (Kommunikator/in, Gemeindeaufbauer/in, Teamworker/in, Reformator/in) und repräsentativ (Repräsentant/in der Kirche, Liturg/in, Gemeindeleiter/in, Generalist/in) bestimmte Selbstbilder (Befragung 2005). Bemerkenswert ist allerdings, dass sich hinter der insgesamt hohen Zustimmung zu Seelsorge und Verkündigung als das Selbstverständnis dominie-

rende Kerntätigkeiten zwei unterschiedliche Typen von Pfarrern und Pfarrerinnen ausmachen lassen: Vor dem kerygmatischen Typ dominiert der diakonisch orientierte Typ Pfarrer/in, der seine pfarramtliche Tätigkeit versteht als »eingreifen, wenn Menschen in Not sind und ihnen durch Fürsprache wirksam helfen; durch Gespräche unterstützen und klären; im gesellschaftlichen Bereich vermitteln«. Dieser Befund stimmt damit zusammen, dass seit den 70er Jahren die Poimenik die Homiletik als praktisch-theologische Leitdisziplin abgelöst und »einen neuen Typ Pfarrer« (Jochheim 1993, 472) befördert hat. Die mit dieser Priorität zumindest graduell wahrzunehmende Zurückstufung der kerygmatischen Items, die die Weitergabe des Glaubens in den Vordergrund stellen, wird in der gegenwärtigen Pastoraltheologie eher kritisch kommentiert. Um die unterschiedlichen pastoraltheologischen Entwürfe zu vergleichen, ist es zunächst sinnvoll, Kristallisationspunkte herauszubilden, an denen sich signifikante Unterschiede zeigen und diskutieren lassen.

3.2. Pastoraltheologische Selbstthematization in historischer Perspektive

Im Umbruch zum 19. Jh. bildete sich die pastoraltheologische Literatur als eigenständige Literaturgattung heraus, deren Konjunktur als symptomatisch für eine erhöhte Frage- und Anleitungsbedürftigkeit des evangelischen Pfarramts zu deuten ist. Wer ist der evangelische Geistliche? Was ist seine Aufgabe? Diese Fragen zur Profilierung des professionstypischen Selbstverständnisses wurden mit hoher Intensität und Radikalität traktiert. Man schreckte nicht davor zurück, das Fortbestehen des Pfarramtes prinzipiell in Frage zu stellen. Die Herausforderung, ein plausibles Verständnis vom geistlichen Amt mit einem zeitgemäßen Berufsverständnis zu vermitteln, hat als ein vielstimmiges und pluriformes Ringen um ein zeitgemäßes Selbstverständnis innerhalb der evangelischen Pfarrerschaft stattgefunden.

Wer ist der evangelische Pfarrer? »Wir wollen uns mit der Schätzbarkeit unser Amtes begnügen, die aus seinem erweislichen Nutzen entspringet, und wir wollen nur diesen Nutzen immer richtiger kennen zu lernen und immer völliger zu erreichen suchen« (Spalding 1772–1791, 26). Während die Identität des katholischen Priesters durch den Vollzug des Opferrituals bleibend definiert wird, ist in der evangelischen Kirche fast alle Wirksamkeit von der Persönlichkeit des Geistlichen abhängig. Diese Suchbewegungen für ein zeitgemäßes Selbstverständnis enthielten bereits in Ansätzen die beiden entscheidenden Hinsichten, in welche die bis heute diskutierten Antworten entwickelt wurden. Indem nach dem Nutzen des Predigtamts gefragt wurde, wurde an der Klärung seiner Funktion angesetzt. Und indem die Persönlichkeit des Pfarrers mit erhöhter Aufmerksamkeit in den Blick genommen wurde, wurde die konstitutive Bedeutung der Person für das Amt angezeigt.

3.3. Amt und Funktion

Im Zentrum der aufklärerisch motivierten pastoraltheologischen Literatur des ausgehenden 18. Jh. stand die Frage nach der »Nutzbarkeit« des evangelischen Pfarrers (Spalding 1772–1791). Er beanspruche keine besondere Würde, sondern erwirbt sich Achtung durch das, was er in denkbar umfassender Weise tut: »er ist, für sich, seinem Vaterlande und seinen Nebenmenschen ein nutzbarer Mann« (a. a. O., 40).

Mit der Konzentration auf das Argument der Nützlichkeit haben die Aufklärungstheologen Kritik auf sich gezogen. Tatsächlich lag vielfach ein ausgesprochen defensives Moment im Hinweis auf den Nutzen des Pfarrers. Jedoch nur bei wenigen rationalistisch geprägten Pfarrern ging die Funktion in zum Teil banalen Nützlichkeitsabwägungen auf. Mit der radikalisierten Frage nach der Funktion des Pfarrberufs war – zunächst völlig unabhängig von ihrer Entfaltung – der Grundstein für eine moderne Berufstheorie gelegt. Im Kern galt es, die Bedeutung der Religion für die Gesellschaft und für die Individuen in umfassendem Sinne zu explizieren. Alltagspraktische Lebensnähe und überzeitliche Glückseligkeit waren von einer gemeinsamen Klammer umschlossen. Reformatorischer Einsicht entsprechend wurde dem Predigen eine zentrale Funktion für das pfarramtliche Wirken und damit für das Selbstverständnis der Pfarrer zugewiesen. Die Predigt hatte eine prinzipiell erzieherisch-bildende Zuspitzung. Entsprechend war der Prediger primär Religionslehrer. Der Verlust der Selbstverständlichkeit von Zuständigkeiten, die Notwendigkeit, Autoritätsansprüche vernünftig zu begründen, das Erfordernis, die Bedeutung der Religion zu explizieren, diese Krisenphänomene führten positiv zu einer Selbstbesinnung auf die berufsbezogene Funktion des Pfarrers, bei der sachgemäß auf das reformatorische Amtsverständnis zurückgegriffen und an dieses angeknüpft werden konnte.

3.4. Amt und Person

Neben der Funktion rückte die Person in den Mittelpunkt pastoraltheologischer Aufmerksamkeit. Dem Verlust an Bedeutung und Plausibilität von Religion und Kirche wurde durch eine Konzentration auf die Person des Repräsentanten von Religion und Kirche in der Öffentlichkeit begegnet. Durch den Entwurf positiver Amtsnormen und eines positiven Pfarrerrideals sollte nicht nur mehr Ansehen für den geistlichen Stand wiedergewonnen, also einer verlustreichen Entwicklung entgegengesteuert werden. Die Reflexion auf die Person des religiösen Berufsträgers ist vielmehr als produktive Reaktion auf einen umfassenden Modernisierungsprozess zu verstehen, in dem der Zugang zur Religion grundsätzlich individualisiert und der Pfarrer zum gesellschaftsöffentlichen symbolischen Repräsentanten gelebter Religion wurde. Zu allen Zeiten hatte es ein großes Interesse am Lebenswandel der Pfarrer und entsprechend scharfe Kritik an moralischem Fehlverhalten und Amtsmissbräuchen gegeben. Es deutete sich jedoch in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh. ein bis in die Gegenwart reichender Strukturwandel des Pfarramts an,

innerhalb dessen der Person des Pfarrers eine Schlüsselrolle für die Wahrnehmung und Bewertung des Christentums zuwächst. Der Pfarrer wurde zu einer »erleb-
baren Konkretionsgestalt«, an der sich veranschaulicht, »was christliches Wissen,
Wollen und Handeln bedeuten können« (Drehse 1998, 272).

Denken und Handeln, Lehre und Leben sollten die Pfarrer in sich integral verkörpern und nach außen hin repräsentativ veranschaulichen. Es ging um den beispielhaften Nachweis dafür, dass die Religion auf das Leben zielte und in der Lebensgestaltung wirksam würde. Es ging nicht mehr nur darum, die Lehre durch das Leben nicht zu konterkarieren, sondern die Lebenspraxis wurde zum regelrechten Indikator für den Glauben. Die Lebensführung des Pfarrers wurde entprivatisiert, da er mit seiner in soziale Bezüge eingewobenen Person für die Sache der Religion stand. Das evangelische Pfarrhaus wurde zum symbolischen Ort der beispielhaft gelebten Religion im bürgerlichen Zeitalter. Die Amtsführung ist von der Ausstrahlungskraft der Person des Pfarrers nicht zu trennen. Über seine überzeugungsstarke Person sollte er sich Respekt und Ansehen bei allen Menschen verschaffen, auch bei denen, die ihm bislang distanziert gegenüber standen. Auf diese Weise könne er Menschen für sich und damit für Religion und Kirche einnehmen und somit bestehende Bedeutungsverluste abwehren und weitere Negativentwicklungen abwenden.

Bemerkenswert ist die Steigerung der Anforderungen durch die vermuteten Erwartungen der Menschen. Die »angesonnene Vorbildlichkeit« (Drehse 1989) wird hier in das eigene Selbstbild eingegliedert. Die Verschiedenartigkeit der Ansätze zeigt einen Mangel an Selbstverständlichkeit an, wie präzise sich die Vorbildlichkeit der Pfarrer darstellen sollte. Die Vorbildlichkeit selbst stand als solche jedoch nicht in Frage. Ihr Ziel war es, durch die in der Person des Pfarrers repräsentierten Größen Religion und Kirche sowohl gesellschaftsöffentlich als auch ausstrahlungswirksam zu werben. Nicht immer lässt sich klar sagen, wogegen das pfarramtliche Selbstverständnis abgegrenzt werden soll. Deutlich aber wird, dass das Selbstverhältnis zur Kultur im Zentrum der Auseinandersetzung um ein zeitgemäßes Selbstverständnis stand.

Gegenwärtige pastoraltheologische Ansätze beschäftigen sich mehr oder weniger explizit mit der Frage nach der Bedeutung von Amt, Funktion und Person des evangelischen Pfarrers, wie sie sich als Themenkonstellation herausgebildet haben. Im Folgenden sollen nun einige aktuelle Entwürfe skizziert und miteinander ins Gespräch gebracht werden. Sie sind ihrer Programmatik entsprechend in zwei Gruppen zu verorten.

3.5. Die besondere Profession

Die hier subsummierten Ansätze betonen vor allem die Krisenhaftigkeit des Pfarrberufs bzw. ihre Besonderheit. In seiner 1982 erschienenen Pastoraltheologie formulierte Manfred Josuttis pointiert: *Der Pfarrer ist anders* und will diesen Titel sowohl deskriptiv als auch programmatisch verstanden wissen. Die Andersartigkeit soll sowohl das Selbstverständnis als auch die Zuschreibungen von außen

integrieren. Das heißt: Der Pfarrer soll anders sein. An ihn sind »besondere Erwartungen gerichtet« (11). Der Pfarrer ist aber auch tatsächlich anders, »in einem objektiv soziologischen Sinn« (12). Zugleich will er aber auch anders sein und andere Menschen ändern: sie bessern und bekehren. Schließlich wird ihm seine Andersartigkeit aber auch zum Vorwurf gemacht, wenn er den Vorstellungen einzelner oder von Gruppen innerhalb und außerhalb der Gemeinde nicht entspricht. Die titelgebende Sentenz »Der Pfarrer ist anders« ermöglicht aufgrund ihrer Vieldeutigkeit, die Situation des Pfarrers im »Spannungsfeld« (14) von Anpassung und Widerspruch, Bestätigung und Kritik abzubilden. Die Liste der Polaritäten, zwischen denen der Pfarrer sich »spannungsvoll und spannend zugleich« bewegt, ist lang und letztlich unabschließbar. In signifikanter Weise reflektiert die Josuttis'sche Pastoraltheologie die »Konfliktzonen« an den Schnittpunkten zwischen der beruflichen, der religiösen und der personalen Dimension pastoraler Existenz, die nicht nur aufgenommen und bearbeitet werden, sondern vielmehr in dialektischer Weise für die pastorale Selbstdefinition konstitutiv werden. Das hier entworfene Pfarrerbild überwindet die Krise nicht, sondern schreibt sie dem Pfarrer positiv zu. Zu fragen bleibt, ob eine solchermaßen angelegte Pastoraltheologie ihrer Aufgabenstellung auch tatsächlich nachkommt und nicht vielmehr die Krise radikalisiert, die sie doch eigentlich bewältigen sollte.

Der Untertitel des 1996 von Manfred Josuttis vorgelegten neuerlichen Entwurfs signalisiert zunächst erneut die Gefahr der Zerrissenheit: Pastoraltheologie wird wiederum in einem Zwischenraum angesiedelt (*Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität*). Die Antwort auf die Frage nach pastoraler Identität wird nun allerdings positiv beantwortet: »Pfarrer und Pfarrerin führen in die verborgene und neuerdings auch verbotene Zone des Heiligen.« Wollte der 1982 vorgelegte Entwurf noch Aspekte zeitgenössischer Pastoraltheologie benennen, so will das mystagogische Konzept von 1996 ein Zukunftsmodell sein. Es handelt sich weniger um eine analytische Deskription als vielmehr um ein normatives Leitbild.

Aus der Kritik am dialektisch-theologischen Modell der Zeugenschaft sowie am therapeutisch-diakonischen Konzept des Helfens und damit genau an denjenigen Typen evangelischer Pfarramtsführung, die nach wie vor das Selbstverständnis der Mehrheit widerspiegeln, erwächst das Gegenmodell des »Führers zum Heiligen« (a. a. O., 18). Josuttis will zwischen der Skylla der bloßen Behauptung dogmatischer Wahrheit und der Charybdis der Verflüssigung von Transzendenz durchdringen zur religiösen Erfahrung von Transzendenz, die soziologische und psychologische Kategorien sprengt. Um diese Möglichkeit zu behaupten, bezieht er sich auf die Religionsphänomenologie, wie sie in sehr spezieller Weise der Kieler Philosoph H. Schmitz entwickelt hat. Schmitz behauptet: Gefühle werden nicht selbst vom Menschen hervorgebracht, sondern sie erfassen ihn von außen. Sie sind den Menschen umgreifende »transpsychische, transmentale, transindividuelle« (Josuttis 1996, 124) Atmosphären, die sich Schmitz analog zum Wetter vorstellt. Für Josuttis ist die Referenz auf Schmitz darum so bedeutsam, weil er mit dessen theoretischem Konzept die Erfahrbarkeit des Heiligen zu begründen

versucht. Er bezieht sich dabei – wie Schmitz auch – auf neutestamentliche Aussagen zum Wirken des Heiligen Geistes und schließt: »Geist Gottes, Freude Gottes, Frieden Gottes – das alles sind keine psychischen Stimmungen, die von den betroffenen Personen hervorgebracht werden, sondern machtvolle atmosphärische Gegebenheiten, in denen sich die Wirklichkeit göttlicher Mächte auch körperlich und emotional spürbar manifestiert« (a. a. O., 113).

Gewiss kann man dem josuttis'schen Pfarrerbild bescheinigen, dass es Trost für alle bereithält die darunter leiden, dass ihr amtlicher Alltag von Verwaltung, Organisation und Sitzungen dominiert wird. Indem er die Religion als gelebte, erfahrbare in das Zentrum rückt, trifft er den entscheidenden Fokus pfarramtlicher Tätigkeit. Problematisch ist jedoch der Versuch, eine transsubjektive Ebene zu behaupten und damit die subjektive Bedingtheit von Erfahrung zu überspringen. Erfahrungen aber sind – seien sie spektakulär oder aber auch (bei Josuttis kaum im Blick) eher alltäglicher Natur – in jedem Fall interpretationsbedürftig.

Ein in engem Anschluss an die Soziologie Niklas Luhmanns entwickeltes berufssoziologisches Modell hat Isolde Karle. Die Systemtheorie geht von der grundsätzlichen Unterscheidung gesellschaftlicher Systeme (Politik, Wirtschaft usw.) aus und betont daher das Besondere des religiösen Systems, für das die Pfarrer/innen professionell zuständig sind. In distinkter Gegenüberstellung zu pastoraltheologischen Modellen, die ein breites Spektrum an pastoralen Aufgaben- und Tätigkeitsfeldern aufzeigen und der Person des Pfarrers als Anschauungsfigur für gelebten Glauben Aufmerksamkeit widmen, schärft Karle die professionelle Kompetenz des Pfarrers/der Pfarrerin auf das Wort Gottes als Sachthematik zu. »Nur durch die sachgerechte und verständliche Vermittlung von kulturell anspruchsvollen und differenzierten Inhalten (...) erfüllen Pfarrerinnen und Pfarrer ihre gesamtgesellschaftliche Funktion« (Karle 2000, 518). Evident ist die Betonung der Notwendigkeit kerygmatischer Kompetenz, freilich ist die Bedeutung der Person bei Karle unterbestimmt. Hier verzeichnet sie die entsprechenden (s. unten) Ansätze, wenn sie diesen unterstellt, ihre Empfehlung bestünde in der »Darstellung eigener Subjektivität und Betroffenheit« sowie darin, »die Ressourcen für ihren Beruf primär in sich selbst zu suchen« (a. a. O., 511).

3.6. Das Pfarramt zwischen Profession und gelebtem Glauben

Person und Sache sind gewissermaßen untrennbar verbunden in denjenigen pastoraltheologischen Konzepten, die den Pfarrer/die Pfarrerin als »Musterprotestant« (Wilhelm Gräß) bzw. als »elementaren Repräsentanten von Subjektivität« (Godwin Lämmermann) verstehen. Tatsächlich sind Sachthematik, die in der Vermittlung religiöser Überlieferung und Traditionen als Beitrag für ein gegenwärtig gelebtes Christentum besteht, und Personalität, in der es um die persönliche Ausstrahlung, die Glaubwürdigkeit und die Überzeugungskraft des gelebten Glaubens geht, in der modernen Gesellschaft bei modernen Expertenberufen, d. h. nicht nur bei Pfarrern, sondern auch bei Ärzten und Juristen, die nicht nur durch Sachkompetenz, sondern auch durch überdurchschnittliches Engagement, Auf-

opferungsbereitschaft und gelebter Einheit von Beruf und Privatleben glänzen, unauflöslich miteinander verbunden. Es kommt zu einer Verschmelzung von Person und Sache. »Der Pfarrer soll das leben, was die christliche Botschaft verkündigt« (Lämmermann 1991, 27). Das Pfarramt wird zur »persönlichen Gestaltungsaufgabe seiner Träger« (Gräb 1998, 327).

Diese Verschmelzung resultiert aus der spezifischen Bedingungskonstellation neuzeitlich gelebter Christentumspraxis. Christlicher Glaube, auch wo er in gemeinschaftlichen Bezügen lebt, muss je individuell angeeignet, am eigenen Leben konkretisiert und biographisch veranschaulicht werden. Charakteristisch ist, dass Pfarrer und Pfarrerin nicht länger unbesehen als Repräsentanten von Kirche und Träger eines anerkannten Amtes gelten können, sondern ihre Professionalität dadurch erweisen, dass sie ihre Wirksamkeit entfalten.

Auch Albrecht Grözinger betont die Notwendigkeit einer Steigerung der Wirksamkeit. Im Pfarramt als »Amt der Erinnerung« soll der kulturelle Wandel ebenso aufgenommen werden wie theologisch-biblische Perspektiven. In diesem Sinne, so Grözinger (1998), »versteht sich mein Plädoyer für das Pfarramt als Amt der Erinnerung als eine auf einen konkreten Problemhorizont bezogene Antwort auf die Krise, in die der Prozeß der Traditionsbildung und Traditionsvermittlung in der Postmoderne geraten mußte.«(136) Von dieser krisenhaften Zeitdiagnose aus will Grözinger das Amt der Erinnerung schärfen. Weil die Verbindlichkeitsstruktur und die institutionellen Selbstverständlichkeiten der Vermittlung von kulturellen und religiösen Traditionsbeständen in einem Prozess der Auflösung begriffen sind, zugleich aber der Zwang zur Erfindung des eigenen Lebens ein neues Bedürfnis nach Traditionen generiert, wächst der Bedarf an der Orientierungsleistung von Traditionen. »Die Postmoderne läßt Traditionen zerfallen und lechzt zugleich nach ihnen.«(137) Die Idee des Pfarramts als Amt der Erinnerung wäre demnach die, dass der Pfarrer/die Pfarrerin die biblisch-christlichen Traditionen zur Geltung bringt. Freilich müsste dies in innovativer Weise geschehen. Grözinger setzt hier zwei Akzente: Zum einen wäre das Pfarramt dezidiert mit der Vergegenwärtigung der biblisch-christlichen Tradition befasst. Dies wäre gewissermaßen die Kerntätigkeit. Und zum anderen wäre deutlich mehr Wert auf die Art und Weise, in der die Tradition zur Sprache gebracht wird, zu legen. Diese müsste sich tatsächlich stärker an Plausibilitätsmustern orientieren, populärer sein, stärker noch auf die Hörerbedürfnisse eingehen.

3.7. Bildung und Ausbildung pastoraler Kompetenz

Veränderte und gestiegene Anforderungen an die Berufspraxis schlagen sich mittel- und unmittelbar in Reformvorschlägen für die Ausbildung nieder. Der Begriff der »theologischen Kompetenz« (Eilert Herms), dem die Funktion einer einheitlichen Zielvorstellung von theologischem Studium und Vikariat in Gemeinde und Predigerseminar zukam, scheint sein integrierendes Potenzial im Wesentlichen verloren zu haben. In jüngster Zeit ist zu beobachten, dass die theologische Kompetenz in eine Vielzahl von Einzelkompetenzen (liturgische, seelsorgerliche, mis-

sionarische usw. Kompetenz) aufgespalten wird, die die Vielzahl und Vielfalt pastoraler Anforderungen zwar katalogisierend abbilden, aber den Verlust des Integrals zur Folge haben.

In diesem Zusammenhang steht auch das Verhältnis von Studium und Vikariat, akademischem Studium und praktischen Ausbildungsanteilen immer wieder zur Diskussion. Die Gefahr, dass beide Ausbildungsphasen auseinanderfallen, ist groß. Hier kommt der Praktischen Theologie die Aufgabe zu, in beiden Ausbildungsphasen präsent zu sein und eine Klammer zu bilden. Das Bildungsprogramm des universitären Studiums als Erziehung zum wissenschaftlichen Denken zielt durch seine Distanznahme zur beruflichen Praxis wirkungsvoll auf die Berufsvorbereitung, weil es durch die Distanznahme deren entwicklungs-offene und veränderungssensible moderne Struktur integriert (so auch Morgenthaler 2001). Anders gesagt: Eine zu enge Bezogenheit der Ausbildung auf die künftige Berufspraxis wird zu wenig den Dynamisierungstendenzen moderner Praxen gerecht. Nur wissenschaftliches Denken befähigt dazu, gegenüber permanenten Wandlungsprozessen im eigenen Berufsfeld wahrnehmungsoffen zu sein und die eigene Berufspraxis auf Dauer kritisch und konstruktiv organisieren zu können. Nimmt der Pfarrberuf zu sehr die Strukturen eines typischen Lehrberufs ein, würde die bestehende Praxis, in die der Lehrvikar technisch eingewiesen würde, zum normierenden Faktor innerhalb der Ausbildung. Das theologische Studium, wenn es zum wissenschaftlichen Denken befähigen will und kann, dürfte nicht zu sehr unter Druck geraten, praktische Ausbildungsanteile zu integrieren. Nicht einfach mehr Praxis im Studium orientiert das theologische Studium auf die Praxis, sondern nur die in die Reflexivität der Theologie eingelassene Wahrnehmung religiöser Praxis dient der praktischen Bildung. Dabei bleibt zu beachten, dass die selbständige Forschung integraler Bestandteil des wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens ist und die Theologie als Reflexionsmedium pastoraler Praxis nicht ohne diese möglich ist.

4. Literatur

- Drehse, Volker 1989, Die angesonnene Vorbildlichkeit des Pfarrers. Geschichtliche Reminiszenzen und pastoraletische Überlegungen, in: Pastoraltheologie. Göttingen 78, 88–109.
- Drehse, Volker 1998a, Art. Beruf V. Praktisch-theologisch, in: Religion in Geschichte und Gegenwart 1, 4. Auflage, 1343f.
- Drehse, Volker 1998b, Vom Amt zur Person. Wandlungen in der Amtsstruktur der protestantischen Volkskirche. Eine Standortbestimmung des Pfarrberufs aus praktisch-theologischer Sicht, in: International Journal of Practical Theology 2, 263–280.
- Gräß, Wilhelm 1992, Der Pfarrer als Musterprotestant. Zum Wandel einer kirchlichen Funktionsebene, in: Friedrich Wilhelm Graf/Klaus Tanner (Hg.), Protestantische Identität heute, Gütersloh, 246–255.
- Gräß, Wilhelm 1998, Lebensgeschichten. Lebensentwürfe. Sinndeutungen. Eine praktische Theologie gelebter Religion, Göttingen.

- Grözinger, Albrecht 1998, Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh, 134–141.
- Janz, Oliver 1994, Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Bd. 87), Berlin/New York.
- Jochheim, Martin 1993, Die Anfänge der Seelsorgebewegung in Deutschland. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Pastoralpsychologie, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 90, 462–493.
- Josuttis, Manfred 1982, Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, München.
- Josuttis, Manfred 1996, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh.
- Karle, Isolde 2000, Pastorale Kompetenz, in: Pastoraltheologie 89, 508–523.
- Kuhlemann, Frank-Michael 2002, Bürgerlichkeit und Religion. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der evangelischen Pfarrer in Baden 1860–1914 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte Bd. 20), Göttingen.
- Lämmermann, Godwin 1991, Der Pfarrer – elementarer Repräsentant von Subjektivität? Zum Widerspruch zwischen Individuum und Institution, in: Zeitschrift für evangelische Ethik 35, 21–33.
- Morgenthaler, Christoph 2001, Kirchen und Fakultäten – Orte theologischen Lernens, Pastoraltheologie 90, 334–348.
- Rössler, Dietrich 1994, Grundriß der Praktischen Theologie, 2. Auflage Berlin/New York.
- Spalding, Johann Joachim 1772–1791, Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung (1. Auflage 1772; 2. Auflage 1773; 3. Auflage 1791), hg. v. Tobias Jerzak, in: Johann Joachim Spalding, Kritische Ausgabe, hg. v. Albrecht Beutel, Erste Abteilung: Schriften, Bd. 3, Tübingen 2002.
- Weyel, Birgit 2006, Praktische Bildung zum Pfarrberuf. Das Predigerseminar Wittenberg und die Entstehung einer zweiten Ausbildungsphase evangelischer Pfarrer in Preußen (Beiträge zur historischen Theologie Bd. 134), Tübingen.

Birgit Weyel